

Joanna Jabłkowska

MAX FRISCH UND DIE SCHWEIZ

Max Frisch antwortet in seinem Interview, was er von seiner nationalen Zugehörigkeit hält:

Man ist jetzt also nicht irgendwo vom Himmel gefallen, sondern geboren, und so macht man seine Erfahrungen [...] und die kann ich nicht, selbst wenn ich wollte, auswechseln. [...] Nun passiert es einfach, daß ich in der Schweiz (lebe) und daraus gibt sich eine Bindung, gegen die man kritisch protestieren kann, aber die dadurch nicht aufgelöst ist¹.

Kein Kritiker kann die Tatsache bestreiten, daß Max Frisch an die Schweiz tatsächlich gebunden ist, daß ihn dieses Land sehr beschäftigt, daß er sich, besonders in seiner Publizistik, und den Tagebüchern, ständig mit seiner Heimat befaßt. Interessant ist aber die Art dieser Bindung und wie sie sich im Laufe der Zeit ändert.

Eine sehr eingehende Analyse der schweizerischen Problematik bei Frisch gab Thorbjörn Lengborn in seiner Dissertation². Auch Karl Schmid untersuchte in seinem "Andorra oder die Entscheidung" die Beziehung Frischs zur Schweiz³. Freilich ist sein Aufsatz 1963 geschrieben, bereits veraltet.

¹ Zit. aus R. K i e s e r, Max Frisch - Das literarische Tagebuch, Verlag Huber & Co., AG Frauenfeld 1975, S. 149 ff.

² T. L e n g b o r n, Schriftsteller und Gesellschaft in der Schweiz. Eine Studie zur Behandlung der Gesellschaftsproblematik bei Zollinger, Frisch und Dürrenmatt, Athenäum Verlag GmbH, Frankfurt/M 1972.

³ K. S c h m i d, Andorra und die Entscheidung, [In:] Über Max Frisch [weiter: UMF]. Zu neueren Untersuchungen gehört das Kapitel:

In seinen frühen Werken zeigt Frisch wenig Interesse für die Politik und fürs Gesellschaftsleben. Die Schweiz kommt nur in den "Blättern aus dem Brotsack" zum Vorschein, der Autor revidiert dann seine Anschauungen im "Dienstbüchlein". Sowohl in "Jürg Reinhardt" als auch in den "Schwierigen", auch in der Erzählung "Bin oder die Reise nach Peking" bleibt das Problem der Heimat eine Nebensache bzw. spielt überhaupt keine Rolle. Erst im ersten Tagebuch und in einigen Aufsätzen aus den 40er Jahren wird die Frage nach dem Begriff "Heimat" problematisiert. Frisch beginnt auch, Kritik an der Schweiz zu üben; er versucht sich von der schweizerischen "Tradition" zu befreien. Sehr treffend analysiert diese Entwicklung Thorbjörn Lengborn:

Seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre strebt Frisch bewusst nach einer Emanzipation von diesem herkömmlichen Ideengut und glaubt auch, eine Gesinnung erreicht zu haben, die er antiideologisch nennen möchte [...] Gleichzeitig mit dem Zunehmen seiner Kritik gegen die traditionellen schweizerischen Ideen stellt er sich in immer höherem Grad in Opposition zur offiziellen schweizerischen Politik und den aktuellen schweizerischen Gesellschaftsverhältnissen⁴.

U.E. beginnt diese Emanzipation schon früher, im ersten Tagebuch. Frisch fällt in diesem Werk das Verkrampfte, das Unfreie seiner Landsleute auf. Er behauptet, es fehle ihnen "das natürliche Selbstvertrauen"⁵. Das sind Gedanken, die davon zeugen, daß Frisch der Schweiz gegenüber genauso Beobachter wurde, wie gegenüber anderen Ländern⁶. Er bekennt sich aber im ersten Diarium zur Idee der Schweiz⁷. Erst in späteren Werken verwirft er diese Idee und entwy-

"Max Frisch und die Schweiz" in der Arbeit von H. J. L u t h i, Max Frisch. Du sollst dir kein Bildnis machen, München 1981.

⁴ L e n g b o r n, a.a.O., S. 125 ff.

⁵ M. F r i s c h, Tagebuch 1946-1949, [weiter: T I oder T II], Suhrkamp Verlag, Frankfurt/K 1974, S. 169.

⁶ "Die offenbare Enttäuschung verrät unsere heimliche Annahme, daß das eigene Volk, nur weil wir ihm selber gerade angehören, schließlich doch ein Mustervolk sei, und somit würde es also genügen, wenn man sich über sich selbst Ärgere", ebenda, S. 124.

⁷ Vgl.: "Ich meine weniger die Verwirklichung, sondern die Idee der Schweiz, die ich vor allen liebe, und wenn ich noch einmal aus freien Stücken wählen könnte, [...] möchte ich trotzdem nichts anderes als ein Schweizer sein", Ebenda, S. 170.

thologisiert die eidgenössische Tradition. Diese Entwicklung bezeichnet Karl Schmid als Entwicklung "im Widerspruch zu seiner Nation"⁸.

1953 schreibt Frisch den Aufsatz "cum grano salis" und 1955 "Achtung: die Schweiz"; beide richten sich gegen die starre, leblose Atmosphäre in der Schweiz. Darauf folgt 1957 die "Festrede". Nicht nur in der Publizistik, auch im "Stiller" (1954) und "Biedermann und die Brandstifter" (1958) zeigt sich unverkennbar der aggressive Ton, wenn über die Schweiz die Rede ist, und diesen Ton mildert Frisch nicht in seinem späteren Werk ("Wilhelm Tell für die Schule", Tagebuch II, "Dienstbüchlein"), er verschärft ihn eher noch.

Es mag für die Schweizer brutal wirken, wie er bereits 1955 in der "Schillerpreisrede" die Heimat ihres Nimbus entkleidet:

Die Eidgenossenschaft, die so manche ideologische Reformation überstanden hat, ist eben ihrem Ursprung nach nicht ideologisch, sondern ein Fall, der nachträglich ideologisiert worden ist, ein geschichtliches Happening, Resultat einer Rebellion, aber nicht Revolution.

Frisch steht in seiner schriftstellerischen Entwicklung immer aggressiver seiner Heimat gegenüber; er sieht immer nur Schattenseiten, hebt nur Negatives hervor, und man kann sogar den Eindruck gewinnen, er sei ungerecht und einseitig, wenn er über die Schweiz schreibt¹⁰.

Was Frisch besonders mit der schweizerischen Atmosphäre verbindet, ist die Angst vor dem Provinziellen. Das gibt er sich selbst gegenüber nicht oft zu; am ehesten in seinen frühen Werken. Die Furcht, provinziell zu wirken, haftet Frisch in seinem ganzen Schaffen an, vor allem in den Tagebüchern, die doch, objektiv gesehen, zu den größten Errungenschaften der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur gehören. Frisch scheint zu übersehen, daß die meisten Künstler nicht unabhängig von ihren Ländern schaffen, ob es Amerika, Deutschland oder die Schweiz ist.

⁸ Schmid, a.a.O., S. 148.

⁹ M. Frisch, Schillerpreisrede, [In:] Öffentlichkeit als Partner, edition suhrkamp, Frankfurt/M 1972, S. 91.

¹⁰ Vgl. auch Lengborn, a.a.O., S. 159.

"Andorra" ist natürlich nicht nur ein Gleichnis zur Schweiz; es läßt sich aber nicht bestreiten, daß Frisch die Andorraner mit allen wirklichen oder augenommenen Fehlern der Schweizer ausgestattet hat. Er schreibt u.a.:

Ein Andorraner, der Geist hat und daher weiß, wie sehr sein Land klein ist, hat immer Angst, eine lebenslängliche Angst, daß er die Maßstäbe verliere. [...] Die andorranische Angst, Provinz zu sein, wenn man einen Andorraner ernst nähme; nichts ist provinzieller als diese Angst¹¹.

Besonders in der ersten Phase seines Schaffens scheint auch Frisch "Heimweh nach der Fremde", Sehnsucht nach Meer, nach großen Horizonten zu verfolgen¹². Auch seine Helden sind von dieser Sehnsucht ergriffen. Sehr oft wiederholen sich bei Frisch Motive des Meeres, der Bläue (Himmel, Meer), der Ferne. Schiffe, fremde Länder, Inseln symbolisieren die Freiheit¹³. Besonders deutlich ist diese Symbolik in "Santa Cruz" und "Graf Öderland". Der Rittmeister träumt von Reisen in exotische Länder, träumt vom Meer und Abenteuer. In seiner Heimat schneit es. Der Schnee bedeckt alles, verhüllt alles, als ob es den Ausbruch in die Freiheit verhindern möchte¹⁴. Für Graf Öderland ist die Insel Santorin das Ziel seiner Gedanken. Fremde Länder spielen in der Handlung anderer Werke ebenfalls eine entscheidende, fast magische Rolle ("Stiller", "Homo faber", "Die große Wut des Philipp Hotz"). Die Sehnsucht nach der Ferne, Heimweh nach der Fremde ist u. B. eng mit dem tiefen Komplex des Provinziellen verbunden.

Auch wenn Frisch im ersten Tagebuch über die mangelnde Gastfreundlichkeit der Schweizer schreibt, verbindet er das mit der Größe seines Landes:

Vielleicht hängt es mit den geringen Entfernungen zusammen, die in unserem Lande vieles bestimmen; [...] Jedenfalls fühle ich mich in diesem Hause leichter und freier, selbstverständlicher, als wenn ich bei Landsleuten wohne¹⁵.

¹¹ Frisch, T I, S. 12.

¹² Vgl. ebenda, S. 25.

¹³ Vgl. E. M. D a h m e, Zeit und Zeiterlebnis in den Werken Max Frischs, Walter de Gruyter, Berlin, New York 1976, S. 151 ff.

¹⁴ Vgl. M. J u r g e n e e n, Max Frisch: Die Dramen, Bern 1968.

¹⁵ Frisch, T I, S. 39.

In Grunde sind diese Sehnsucht nach der Fremde und der Komplex des Provinziellen nichts anderes als Freiheitsdrang, Bedürfnis der Ungebundenheit, Ablehnung der Einengung des Individuums.

Hier verbindet sich das Motiv der Ehe, die von Frischs Helden immer als Zwangssituation empfunden wird, mit dem Motiv der Nation.

Ehe, Nation und Staat sind für Frisch aus Elementen, die der Ordnung des Kollektivs dienten, zu solchen geworden, die das Leben des Individuums schmälern¹⁶.

Mit Recht betont auch Schmid, daß die Symbole des Schiffes und der Art aus Frischs Werk allmählich verschwinden: nicht deswegen, weil Frisch den Ausbruchsgedanken aufgegeben hat, sondern weil er nur als Traum möglich ist. Was die Helden jetzt tun, "ist die Absage gegenüber dem Befehl des Zuhörens, die stumme Sabotage der Zugehörigkeit, die gebärdlose Verweigerung des bürgerlichen Gehorsams"¹⁷.

Wie schon erwähnt, richtet sich Frisch, besonders seit den 50er Jahren, aber auch schon in Tagebuch I gegen die eidgenössische Tradition. Die Sage von Wilhelm Tell und Rütli-Schwur war immer mit der schweizerischen Freiheit, Anständigkeit, Tapferkeit verbunden. Vor allem aber mit der Freiheit, die die Schweizer nach Frisch nicht besitzen¹⁸. In der "Festrede" appelliert Frisch: "Machen Sie Gebrauch von der Freiheit"¹⁹, er stellt fest, daß es keine Freiheit ohne Risiko gibt; die Schweizer wollen aber kein Risiko eingehen. Die helvetische Republik will sich nicht ändern, sie genügt sich selbst und trägt nichts zur weiteren Entwicklung bei. Als Architekt kann Frisch seiner Heimat an konkreten Beispielen vorwerfen, daß sie etwas Starres und Unbewegliches ist; sauber, ordentlich, korrekt, aber phantasielos und entwicklungsunfähig. Außer in "cum grano salis" und "Achtung: die Schweiz" (auch z. T. in "Der Laie und die Architektur") gibt Frisch im "Stiller" ein scharfes Urteil über

¹⁶ S c h m i d, a.a.O., S. 149.

¹⁷ Ebenda, S. 152.

¹⁸ Vgl. "Wahrscheinlich kann es überhaupt keine Freiheit geben, wie man sie hierzulande zu haben behauptet; es gibt nur Unterschiede in der Unfreiheit, und ich gebe gerne zu, daß sie eine vergleichsweise milde Form von Unfreiheit haben", F r i s c h, Stiller, Frankfurt/M 1976, S. 197.

¹⁹ M. F r i s c h, Festrede, [In:] Öffentlichkeit..., S. 14.

die Schweiz ab. Stiller-White, der soeben aus Amerika kommt, daher Vergleiche ziehen kann, sieht das Unfreie und Kleinbürgerliche der schweizerischen Architektur. Die Städteplaner können sich von der traditionell verstandenen Stadtform nicht befreien und die Baukunst wirkt niedlich-provinzionell und kitschig, obwohl man nicht leugnen kann, daß in diesem Lande sehr gewissenhaft gebaut wird, sehr korrekt. Ist das ein falsch verstandener Denkmal-Schutz oder Angst vor dem Neuen, Modernen, was der schweizerischen Architektur (auch dem schweizerischen Leben) eine neue Dimension geben würde?²⁰ Die Ansichten Stillers sind mit denen Frischs identisch, zumal sie in den beiden oben genannten Aufsätzen wörtlich wiederholt werden. Und so schildert Frisch die schweizerische Atmosphäre in "cum grano salis":

Und tatsächlich läßt sich kaum verbergen, daß die schweizerische Atmosphäre heute etwas Lebloses hat, etwas Geistloses in dem Sinn, wie ein Mensch immer geistlos wird, wenn er nicht mehr das Vollkommene will [...]. Ist es aber nicht so, daß der gewohnheitsmäßige Verzicht auf das Große (das Ganze, das Vollkommene, das Radikale) schließlich zur Impotenz sogar der Phantasie führt? Und sind wir dieser Impotenz nicht schon sehr nahe? Die offensichtliche Armut an Begeisterung, die allgemeine Unlust, die uns in der Schweiz entgegenschlägt, sind das keine erschreckenden Symptome?²¹

In "Achtung: die Schweiz" will Frisch seine Heimat als Aufgabe sehen, in "Überfremdung II" formuliert er es anders; die Schweiz soll etwas "Werdendes" und nicht "Großartig Gewordenes" sein. Es kommt auf dasselbe hinaus: die Schweiz muß sich wandeln, entfalten.

Besonders hart urteilt Frisch gegenüber der glorreichen Tradition, der sprichwörtlichen Demokratie und eidgenössischen Freiheit in "Wilhelm Tell für die Schule". Die erste Frage, die sich der Leser bei der Lektüre stellt, ist, ob er das Büchlein ernst nehmen soll. Man könnte es als Satire, mehr oder weniger harmloses Spiel

²⁰ Vgl. auch L e n g b o r n, a.a.O., S. 188.

²¹ M. F r i s c h, Cum grano salis, [In:] Gesammelte Werke, Bd. III/1, edition suhrkamp, Frankfurt/M 1976, S. 231 ff., vgl. auch: "Und das ist das erste, was dem Heimkehrenden ernsthaft an die Nerven geht: die ganz allgemeine Mentalität, die aus der Erfahrung entstanden ist, daß es in der Demokratie nie ohne politischen Kompromiß geht, die Mentalität nämlich, nie etwas Radikales auch nur zu wollen, geschweige denn zu tun. Man kann es Mäßigung nennen, um sich damit abfinden zu können. Aber ist es gut, daß wir uns damit abfinden?" Ebenda, S. 231.

mit der heiligen Legende betrachten; Dr. Bohnenblust jedoch²², in dem die schweizerische Art karikiert wurde, würde es bestimmt tödlich ernst verstehen. Für die meisten Schweizer muß dieses kleine Werk tatsächlich bilderstürmerisch wirken²³, was auch viele beinahe empörten Stimmen der Rezensenten zu beweisen scheinen²⁴. Sogar der Historiker Marcel Beck, der eine kluge und bestimmt objektive Interpretation geschrieben hat, kann eine Spur von Gekränkt-Sein nicht verbergen²⁵.

Die Geschichte der schweizerischen Unabhängigkeit ist "für die offizielle Schweiz so etwas wie ein Glaubensbekenntnis"²⁶ schreibt Jürg Steiner. A. Muschg bemerkt ironisch:

²² Zu Bohnenblust als typischen Schweizer bei Frisch und Zöllinger siehe Kaumann: Der Fall Stiller, a.a.O., S. 69 ff; vgl. auch: G. Sauer-Pickar, Kann man schreiben, ohne eine Rolle zu spielen?, [In:] Aspekte des Prosawerks..., S. 83.

²³ Obwohl viele Kritiker Frische Ironie zu loben wissen und das Werk nicht so tödlich ernst nehmen., z. B. D. Bachmann, Das war Frische's Geschoss, "Die Zeit", 24 XII 1971; H. Burgar, Du sollst dir kein Bildnis machen, auch nicht von der Schweiz, "Aargauer Tageblatt", 25 IX 1971; P. Wolff-Windegg, Frisch über Wilhelm Tell, "Basler Nachrichten", 17 VI 1971. Ch. Kühn, Frische Tell, "Tages-Anzeiger", 16 VII 1971. Die u.ä. beste von den hier zitierten Interpretationen gab M. Jurgensen, vielleicht nur hat er den Frischschen Humor zu wenig betont. M. Jurgensen, Die Entmythologisierung der Freiheit, "Schweizer Monatshefte" 1972.

²⁴ Vgl. Hreg., In jedem Fall psychosomatisch, "Neue Züricher Zeitung", 16 VI 1971; A. Baur, Max Frisch gegen Friedrich Schiller, "Der Landbote", 25 VIII 1971; Über die Reaktionen der konservativen schweizerischen Presse auf "Wilhelm Tell für die Schule" schreibt auch H.C.F. Mansilla: "Die Reaktion darauf war Entrüstung der »Tonangebenden« - die maßgebliche Lehrerzeitung rief zum Boykott der Schrift auf [...]"; H.C.F. Mansilla, Zwei Begegnungen in der Schweiz, "Frankfurter Hefte" 1973, H. 4., S. 239; Übrigens bleibt die Kritik der Presse an Max Frisch nicht unerwidert. Im zweiten Tagebuch schreibt Frisch über die Neue Züricher Zeitung, daß sie zwar nicht lüge, aber zweimal täglich die Aufklärung verhindere: "Die stilistische Neutralität [...] bewirkt immerhin, daß für den Leser gelegentlich das Wesen der Politik durchsichtig wird: Kampf zwischen den Machtinteressen im Ausland, wogegen es im Innland wesentlich um die offiziöse Moral geht [...]. Eine Darstellung, die der eigenen Tendenz zuwiderläuft, ist »Tendenzlos«". Frisch, T II, S. 246 ff.

²⁵ M. Beck, Einen besseren Tod für Wilhelm Tell, "Tages-Anzeiger", 16 VII 1971.

²⁶ J. Steiner, Brauchbare Schweiz, "Sonntags-Journal", 10 II 1971.

Die ungesuchte Provokation dieses blauen Büchleins besteht darin, daß ihm zu einem rostroten, das der Schweizer Bundesrat zwecks Zivilverteidigung verteilen ließ, so wenig auffällt, wie dem Grisler zum Geröll²⁷.

Aus dem Kontext des zweiten Tagebuches, dessen Teil "Wilhelm Tell für die Schule" werden sollte, kann man vermuten, daß auch der Autor selbst die Sache ernster betrachtet, als es ein außenstehender Ausländer annehmen könnte. Seine neue Fassung des eidgenössischen Mythos ist kein Ulk und keine Laune eines Schriftstellers, der den Erfolg satt hat. Frisch relativiert hier die schweizerische Geschichte, gibt eine andere Variante der berühmten Freiheitsgeschichte. Konrad von Tillendorf (vermutlich der legendäre Vogt Gesler) wird von Tell meuchlings ermordet. Tillendorf empfindet gegen die Urschweizer keine Feindschaft, er will sie auch nicht unterdrücken. Der Apfelschuß ist ein Mißverständnis, dessen Bedeutung sich der Gesandte König Rudolfs Erben bis zu seinem Ende nicht bewußt ist. Vom Rütli Schwur weiß er nichts und traut den Bauern keine Revolution zu. Die Urschweizer werden von Frisch als sture, bornierte, rückständige Bauer gezeigt. Ihr Vertreter, mit dem Konrad verhandelt, der Greis von Attinghausen, erweist sich als völlig taub. Da er kein Wort versteht, ist es auch nicht möglich, mit ihm zu diskutieren, er wiederholt nur hartnäckig "Wie vor des ohunges syten", was bedeutet, daß er sich die Beziehungen wie vor dem Interregnum wünscht. Das ist also die Frischsche Vision der berühmten schweizerischen Heldensage. Den Text, die Erzählung von der Ermordung des kaiserlichen Gesandten²⁸, unterbricht er mit Fußnoten, in denen er Parallelen und Anspielungen zu dem heutigen schweizerischen Leben führt. Da die Helvetier so eng an die Tradition gebunden sind, unterscheiden sie sich auch nicht wesentlich von ihren Urahnen²⁹.

²⁷ A. M u s c h g, Über Max Frischs Wilhelm Tell für die Schule, [In:] UMF II, S. 374.

²⁸ Vgl. aus: F r i s c h, Wilhelm Tell..., Bd. VI/2, S. 467: "Nicht zu Unrecht, wenn auch zur allgemeinen Empörung, haben die palästinensischen Attentäter, die in Zürich [...] aus dem Hinterhalt ein startendes El-Al-Flugzeug beschossen, sich auf Wilhelm Tell berufen, die Vogt-Tötung bei Mönchnacht, wie die schweizerischen Chroniken sie darstellen, entspricht den Methoden der El-Fatah".

²⁹ "Noch 1943 kam es in dieser Gegend; da wir als verschwitze Soldaten an einem Dorfbrunnen unsere Hemden auszogen und wenigstens den nackten Oberkörper waschen wollten, zu einem Aufruhr [...] als

Die Gewohnheit, alles Neue und Fremde mißtrauisch, und das Althergebrachte, kann es auch überlebt sein, als das einzig Richtige zu betrachten, habe sich bis ins 20. Jahrhundert hinein erhalten³⁰.

Den härtesten Schlag versetzt Frisch der ideologischen Aussage der Legende. Denn nicht der Wille zur Freiheit und Unabhängigkeit, der Wille zum Fortschritt also war der Beweggrund des ewigen Bundes, sondern Furcht vor dem Neuen³¹. Frisch will die Schweiz wie mehrmals betont, nicht vollendet sehen, als Meisterwerk, das sich nicht mehr meistern läßt, weil es in seiner Form bereits das erreichbare Optimum erlangt hat, Frisch möchte, daß die Schweiz sich wandelt, entwickelt. Die Änderung verlangt Kritik, sogar Kritik an dem Allerheiligsten - an der Geschichte der Eidgenossenschaft.

Sehr wichtig ist, was M. Jurgensen in seiner Rezension betont, daß Frisch diese neue Tell-Variante als eine der Möglichkeiten ansieht, als eine Geschichte. Das Wort "wahrscheinlich", mit dem er "seinen Tell für die Schule" beginnt, wiederholt sich sehr oft im Text. Frisch sieht seine Version nicht als das einzig richtige Geschichtsbild, überhaupt stellt er keinen Anspruch an die historische Wahrheit. Er will nur seinen Landsleuten begreiflich machen, daß auch ihre Version nicht die einzig richtige ist³². Wie die

der Hauptmann [...] darauf bestand, daß wir nach einem Tagemarsch uns waschen durften, versicherte der Priester, er und seiner Gläubigen hätten in ihrem Leben noch niemals gebadet und stünden unter dem Segen Gottes", ebenda, S. 423.

³⁰ "Der Glaube an das Althergebrachte, eine Essenz urschweizerischer Denkart, wobei man Neuerungen mehr fürchtet als Rückständigkeit, hat sich bis zum heutigen Tag erhalten", ebenda, S. 439.

³¹ "Die Urschweizer haben sich zweimal in der Geschichte bemerklich gemacht. Das erste Mal, als sie sich von der österreichischen Tyrranei [...] befreiten, das zweite Mal [...], wo sie mit Gott für Jesuiten und Vaterland in den Kampf ziehen. [...] Das Haus Österreich war ein einziges Mal in seiner Karriere progressiv, es war [...] als es [...] eine deutsche Monarchie zu gründen suchte. [...] Und wer stemmte sich ihm am entschiedensten entgegen? Die Urschweizer [...] allen das war der Kampf störrischer Hirten gegen den Andrang der geschichtlichen Entwicklung, der Kampf der hartnäckigen stabilen Lokalinteressen gegen die Interessen der ganzen Nation, der Kampf der Rohheit gegen die Bildung, der Barbarei gegen die Zivilisation [...]", zitiert Frisch Engels, ebenda, S. 440.

³² M. Frisch schreibt selber: "Alles, womit die Historiker mit sehr viel mehr Wissen als ich es habe arbeiten, ist zum Teil sehr schwach belegte Fiktionalität [...] Dem setze ich eine realistische Dichtung von einem an sich real möglichen unbedeutenden Vorgang gegenüber, der sich behauptet, aber nicht in dem Sinne, wie ich nun

Tell-Sage in Wirklichkeit aussehen mochte, kann man jetzt nicht mehr ermitteln, wahrscheinlich hat sie keine Entsprechung in der Geschichte. Wilhelm Tell ist eine Erfindung, Legende, und es ist zweifelhaft, ob er je gelebt hat, und wenn ja, ob er je den berüchtigten Vogt erschossen hat³³. Bestimmt wissen wir nur, daß im Jahre 1291 Uri, Schwyz und Unterwalden ein ewiges Bündnis geschlossen haben. Weder die Schillersche noch die Frischsche Version stimmen, die Frage ist, welche von den beiden dem schweizerischen Geist besser entspricht. U.M.n. will Frisch die alte Heldensage nicht desavouieren oder sie verleumden, wie es ihm z.B. Hans Habe zumutet ("auf dem Wege zum neuen Kollektiv müssen die alten Ideale verschwinden" - daher ist "Wilhelm Tell für die Schule" zu viel Satire, was Hans Habe nicht verstanden hat)³⁴, er will seine Landsleute mit der Bloßstellung der Legende erschüttern und anregen. Einerseits will er sie zur Diskussion bewegen, andererseits will er sie zwingen, daß sie nicht mit der vollkommenen Tradition weiterleben, sondern im Sinne der Tradition handeln, d.h. die Freiheit verwirklichen.

Unmißverständlich ist Frischs Anliegen, den Ursprung eines freien Schweizer Volkes mit dem gegenwärtigen Geist der Freiheit in seinem Lande zu vergleichen - schreibt M. Jurgensen³⁵.

Die schweizerische Freiheit sei ein Mythos und um die wirkliche Freiheit (gemeint als Freiheit des Volkes von Zwängen der internationalen Politik; das läßt sich nach Frisch nicht äußerlich durch die Nicht-Mitgliedschaft in der UNO und in den EWG abtun, und die Freiheit jedes Bürgers im Sinne der Möglichkeit der Identifizierung

oft gefragt werde: »War es denn so?«, sondern in dem Sinne: »So kann es auch gewesen sein«. [In:] Gespräch mit Max Frisch, Der Schriftsteller unserer Zeit, Schweizer Autoren bestimmen ihre Rolle in der Gesellschaft, Bern 1972, S. 28 (zit. nach D. D e V i n, Max Frischs Tagebücher, Bühler, Köln, Wien 1977, S. 73).

³³ Frisch ist nicht der einzige, der den urschweizer Helden von seinem Sockel nimmt. Ein Schweizer Historiker Otto Marchi tut dasselbe. Marcel Beck wirft Frisch vor, daß er Marchi in seinen Fußnoten nicht berücksichtigt hat, B e c k a.a.O.; vgl. D. B a c h m a n n, Saison für Tell, "Die weltwoche", 30 VII 1971.

³⁴ H. H a b e, Die Helden im Rinar, "Die Welt am Sonntag", Hamburg, XI 1971.

³⁵ J u r g e n s e n, Die Entmythologisierung..., S. 757.

mit sich selbst) zu erreichen, muß man diesen Mythos in Frage stellen, man muß sich von ihm befreien. "Frisch weiß, daß individuelle Freiheit nur dort existieren kann, wo auch die Gesellschaft frei ist"³⁶. Die Emanzipation eines Volkes ist also ein viel komplizierterer Prozeß als nur die Gewährung der demokratischen Rechte. Zur Freiheit gehört nicht nur das Recht auf die Wahl einer Regierung, es gehört dazu auch der Mut zur geistigen Entwicklung, Ablehnung der Stagnation und Selbstzufriedenheit.

Der deutsche Kritiker Reinhard Baumgart entdeckt in "Wilhelm Tell für die Schule" noch etwas, was uns als bemerkenswert erscheint:

Der Tonfall und die Tendenz dieser knappen Geschichte sind [...] humanistisch und liberal und damit auch so rat- und schwunglos, wie heute liberales Denken unter dem Druck rechter oder linker Total-Heilslehren geworden ist³⁷.

Max Frisch ist liberal, er ist ein Schriftsteller, dem jede extreme Idee fremd ist.

Auch die neuere Geschichte der Schweiz läßt Frisch nicht in Frieden. Die Bürger dieses Staates rühmen sich ihrer Neutralität während des zweiten Weltkrieges, sie sind überzeugt, daß ein Schweizer zu den Untaten der Faschisten nicht fähig gewesen wäre. Frisch setzt sich mit dieser weit verbreiteten Ansicht im Tagebuch I und "Kultur als Alibi" auseinander - ein weiterer Beweis dafür, daß er sich schon in den vierziger Jahren vom schweizerischen Mythos befreit hat. Er schreibt:

Ich bin restlos überzeugt, daß auch wir, wäre uns der Faschismus nicht verunmöglicht worden durch den glücklichen Umstand, daß er von vornherein unsere Souveränität bedrohte, genauso vorzögelt hätten, wenn nicht schlimmer, zumindest in der deutschen Schweiz³⁸.

Frisch erinnert sich an den eigenen Militärdienst in "Dienstbüchlein". War er selbst besser als ein durchschnittlicher deutscher Soldat? Das Glück, daß es ihm gegeben war, nie auf andere

³⁶ Ebenda, S. 762.

³⁷ R. Baumgart, Wilhelm Tell - ein ganz banaler Mörder, "staadteutsche Zeitung", 4/5 IX 1971, auch in: Über Max Frisch II.

³⁸ Frisch, T I, S. 331.

Menschen schießen zu müssen, schließt es die Möglichkeit aus, daß er im Ernstfall schießen würde? Die Stunde der Prüfung ist nicht gekommen und wir erfahren nie, wie sich Frisch benommen hätte.

Wenn Menschen, die so erzogen worden sind, wie ich zu Untaten fähig sind, woher nehme ich die Sicherheit, daß ich dazu unfähig bin?

Daß allein schon diese Frage gewissen Leuten noch heute ketzerisch erscheint, zeigt, daß die bisherigen Versuche die jüngste Vergangenheit der Schweiz [...] zu bewältigen [...] unzulänglich geblieben sind, weil sie die Legende nur retouchieren, aber gar nicht erschüttern wollten und durften³⁹.

Wenn Frisch, ein Mensch von einer ausgesprochen pazifistischen Haltung, sich selbst die Teilnahme an dem Krieg zutrauen kann und wenn er zugibt, daß er einmal an die Richtigkeit des Krieges geglaubt hat, warum sollte er seinen Landsleuten nicht zutrauen, daß sie den Faschismus angenommen hätten, wenn er für die Schweiz günstig gewesen wäre? Diese Behauptung ist keine Verleumdung der schweizerischen Demokratie, sondern eine Warnung⁴⁰. Wenn man sich gegenüber den anderen besser und zu bestimmten Taten unfähig wähnt, läuft man Gefahr, daß man eines Tages diese Taten zu begehen beginnt, mit der festen Überzeugung, man sei gerecht, mit reinem Gewissen und gutem Willen.

In seinem zweiten Tagebuch zitiert Frisch Ausschnitte aus der schweizerischen Zivilverteidigung; ohne Kommentar. Der Text spricht für sich selbst und ist wirklich ein Zerrbild der makellosen eidgenössischen Demokratie. Die Schweizer haben sich, mit Frischschen Begriffen denkend, ein Bildnis von ihrer Geschichte gemacht und

³⁹ Ch. G e i s e r, Abbau einer Legende, "Vorwärts", 11 IV 1974 [Basel].

⁴⁰ Die Meinungen der Kritik zu diesem Problem sind jedoch sehr geteilt, vgl. z.B. Hans Rudolf Hilty: Ein Buch aktiver Erinnerung, und Marcel Beck: "Eine ähnliche Ausgangssituation". Auch Karl Schmid hatte lange bevor "Dienstbüchlein" und "Wilhelm Tell" geschrieben wurden, nicht ganz unrecht, wenn er schreibt: "Die Tatsache, daß die Schweiz in dieser Zeit [der zweite Weltkrieg - J.J.] ihren wesentlichen Grundsätzen nicht untreu wurde und durch ihre passive Resistenz auf sichtbare und unsichtbare Weise einen gewissen Beitrag, wenn nicht zur Vernichtung des Bösen, sondern zu seiner Eindämmung leistete, zählt für Frisch nicht", S c h m i d; a.a.O., S. 161.

dieses Bildnis heurteilt jede Änderung im gesellschaftlichen Leben wie dasselbe Vorurteil jede Partnerbeziehung im privaten Bereich unmöglich macht.

Nach Frisch spielt die Schweiz eine Rolle, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt⁴¹. Zugleich beweist Frisch (oder will beweisen) mit seinen Ausführungen, daß unsere Betrachtung eines Problems immer ein relatives bleibt. In der Wirklichkeit gibt es keine Makellosigkeit; nach dem Vollkommenen sollte man streben, man wird es aber nie erreichen.

Interessant ist, wie der Vergleich der Deutschen und der Schweizer in diesem Kontext ausfällt. Lengborn schreibt, daß Frisch eine Zwischenstellung zwischen dem deutschen und schweizerischen Volk gewählt hat:

Die moralische Attitüde ist auffallend: er mahnt und gibt Ratschläge, er stellt Anforderungen an die Deutschen, er hält ihnen vor, was ihnen obliegt, und verlangt gleichzeitig gewisse Dinge von seinen Landsleuten⁴².

Sowohl im Tagebuch I als auch in "Kultur als Alibi" unterscheidet Frisch zwischen dem deutschen und schweizerischen Begriff der Kultur⁴³. Bei den Deutschen dienen die Genies wie Goethe, Beethoven, Hölderlin als Alibi, man beruft sich auf die Großen des Landes und will nicht einsehen, daß sie als keine Entschuldigung für Untaten, z.B. des zweiten Weltkrieges, dienen dürfen. In der Schweiz würde man die Begabung eines Dichters nie als Rechtfertigung empfinden, daß es im Lande auch Mörder gibt⁴⁴.

Unter Kultur zählen wir wohl in erster Linie die staatsbürgerlichen Leistungen, unsere gemeinschaftliche Haltung mehr als das künstlerische Meisterwerk eines einzelnen Staatsbürgers⁴⁵, schreibt Frisch.

⁴¹ Vgl. M. Frisch, Festrede, [In:] Öffentlichkeit..., S. 8.

⁴² Lengborn, a.a.O., S. 200.

⁴³ Vgl. auch B. Stübli, Max Frisch. Gesamtdarstellung seines Werkes, Erker, St. Gallen 1971, S. 84.

⁴⁴ "[...] zumindest empfinden wir die Begabung eines Gotthelf nicht als Entschuldigung dafür, daß es in diesem Lande auch Meuchelmörder gibt", M. Frisch, Kultur als Alibi, [In:] Öffentlichkeiten..., S. 22.

⁴⁵ Ebenda, S. 22.

Hier kommt die schweizerische Art siegreich aus dem Kampf. Wenn die Schweizer zu dem Faschismus auch fähig wären, würden sie sich anders als die Deutschen, dazu bekennen müssen.

Sehr rege beschäftigt sich Frisch mit dem heutigen politischen und gesellschaftlichen Leben in der Schweiz, wo er im Gegensatz zu seiner Stellung in anderen Fragen der Politik, eine ziemlich entschiedene Haltung vertritt. Er gibt den Schweizern nicht nur abstrakte Ratschläge ("Wir wollen die Schweiz als Aufgabe"), sondern greift direkt in das Leben ein, dort, wo er meint, befugt zu sein, das Wort zu ergreifen. In "Wie wollen wir regiert werden?" (1968) schreibt er zu dem neuen Bundesgesetz über die Eidgenössischen Technischen Hochschulen, das seiner Meinung nach den Fortbestand der Scheindemokratie garantiert. Im "Offenen Brief an den Schweizerischen Bundesrat" (1974) wendet er sich gegen den Beschluß des Bundesrates vom 23.02.1974 über einen Visum-Zwang für chilenische Staatsbürger. Er vergleicht diesen Beschluß mit dem Gesetz vom 4.10.1938, "womit das schweizerische Schuld-Konto gegenüber den deutschen Juden eröffnet worden ist"⁴⁶.

In "So wie jetzt geht es nicht" (1971) behauptet Frisch, die schweizerische Demokratie sei ein Trug, dabei illustriert er diese Behauptung mit Beispielen aus dem öffentlichen Leben (z.B. Bühler-Skandal) und verlangt Einführung der wirklichen Toleranz, Meinungsfreiheit und Demokratie. Denn wie sieht heute die Toleranz den Anders-Denkenden gegenüber, nicht unbedingt den Nicht-Schweizern, zeigt Frisch (mit spärlichem Kommentar die schweizerische Presse zitierend) am Beispiel des sogenannten Globus-Krawalls in Zürich. Die Jugend bezeichnet man z.B. als "die Jugendlichen und ihre Hintermänner, [...] ihre Drahtzieher im Ausland"⁴⁷.

Zu Straßendemonstrationen und Auseinandersetzungen mit der Polizei kommt es natürlich nicht nur in der Schweiz, aber die Schweiz wähnt sich als besonders neutral, besonders freiheitsliebend, besonders tolerant. Frisch will zeigen, daß sie inzwischen zu einem normalen Staat geworden ist und den Mythos ungerechtfertigt aufgreift.

⁴⁶ M. Frisch, Offener Brief an den schweizerischen Bundesrat, [In:] Gesammelte Werke..., S.B. VI/2, S. 521.

⁴⁷ Frisch, T II, S. 172.

Es muß hier betont werden, daß sich Frisch zur Veröffentlichung der obengenannten Artikel und des zweiten Tagebuches entschloß, nachdem er bereits 1964, unter anderem im Aufsatz "Der Autor und das Theater" an der Einflußnahme des Schriftstellers auf das Weltgeschehen gezweifelt hatte. Trotzdem beschäftigt er sich immer wieder mit den Problemen des politischen Lebens.

Es ist zwar eine gewisse Inkonsequenz, man kann sie aber damit erklären, daß Frisch zwar an den unmittelbaren Einfluß eines Künstlers auf die Politik nicht glaubt, aber doch hofft, seine Stimme wird ein Echo in der breiten Öffentlichkeit haben; vielleicht hofft er, es wird eine warnende Stimme sein. Heinz F. Schafroth bemerkt, daß es dem schweizerischen Schriftsteller viel bequemer wäre zu schweigen, und man soll ihm dankbar sein, daß er sich "gegen die Bequemlichkeit entschieden hat"⁴⁸. Dies soll besonders für seine Stellung der Schweiz gegenüber gelten.

Eine andere Frage, die Frisch im Zusammenhang mit dem heutigen gesellschaftlichen Leben in der Schweiz beschäftigt, ist die Überfremdung. "Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr" beginnt Frisch die "Überfremdung I" aus dem Jahre 1965⁴⁹. Die Angst vor dem Neuen richtet sich in der Schweiz nicht nur gegen Ideen, die man lieber erst realisiert, wenn sie von anderen bereits geprüft worden sind.

Sie richtet sich auch gegen die Menschen-Fremde, Ausländer. Die schweizerische Tradition verurteilt zwar den Rassismus, aber der Mythos löst keine Probleme; man müsse "den Begriff der Schweiz in die Reparatur schicken"⁵⁰.

Frisch vergleicht das schweizerische Problem der Gastarbeiter mit dem Negerproblem in Amerika:

Ganz nüchtern: 500 000 Italiener, das ist ein Brocken, so groß wie der Neger-Brocken in den Vereinigten Staaten. Das ist schon ein Problem. LEIDER EIN EIGENES [Hervorhebung - J.J.]⁵¹.

⁴⁸ H. F. Schafroth, Übung im eigenen Befinden, "Basler Nachrichten", 12 VIII 1972.

⁴⁹ M. Frisch, Überfremdung I, [In:] Öffentlichkeit..., S. 100.

⁵⁰ Ebenda, S. 104.

⁵¹ Ebenda, S. 101.

Die Schweizer fühlen sich unschuldig bedrängt, obwohl sie den Gastarbeitern Dienstleistungen verdanken, die kein Einheimischer mehr tun würde. Obwohl dieses Land immer als Zuflucht berühmter Persönlichkeiten bekannt war, haben sich die Bewohner an die Ausländer nie gewöhnt. Und die Fremdenpolizei soll "dafür sorgen, daß sie möglichst kurz vor ihrem Hinscheiden kommen", stellt Frisch mit Ironie fest⁵². Frisch zeigt an Beispielen aus vielen Bereichen, daß die Schweizer an einer Art Verteidigungs-Mentalität leiden, die zu keiner schöpferischen Bewegung Ansporn geben kann. Alles, was fremd ist, und daher neu, wird als Gefahr, als Bedrohung empfunden; Bedrohung der schweizerischen Eigenart. Und so definiert Frisch diese Eigenart:

Hang zum Pragmatischen, Mißtrauen gegen Utopie, Meisterschaft im Mashalten, Solidität [...], auch beim Gebildeten eine bürgerliche Wachsamkeit, man läßt sich nicht imponieren, und in bezug auf die eigene persönliche Leistung eine angefleischte, fast masochistische, unsere republikanische erziehungsbezeugende Vorliebe für das "understatement"⁵³.

Gefährlicher als die Gastarbeiter seien für die Schweiz (nach Frisch) die Intellektuellen, die aus fremden Ländern kommen, weil sie lieber hier, als anderswo leben. Die Schweiz interessiert sie aber nicht als Land, sie genießen hier "Geschichtslosigkeit als Komfort", behauptet Frisch im zweiten Tagebuch⁵⁴. Er meint aber, man brauche die Nicht-Schweizer in seiner Heimat, weil sie einen frischen Geist in das Land bringen können, weil die Schweiz einer Regeneration bedarf⁵⁵. In den Aufsätzen "Überfremdung I" und "Überfremdung II" befaßt er sich also mit denselben Erscheinungen wie in "Wilhelm Tell für die Schule" oder den zitierten Artikeln zur Architektur.

Nach der Rückkehr aus Rom sieht Frisch die schweizerischen Fehler schärfer, er fragt sich sogar, ob die Heimkehr nicht verfrüht war. Darum ist das zweite Tagebuch so aggressiv. Manchmal schreibt Frisch wie ein Richter, der die Quelle des Unheils in diesem Land

⁵² Ebenda, S. 110.

⁵³ Ebenda, S. 115.

⁵⁴ Frisch, T II, S. 14.

⁵⁵ Vgl. Frisch, Überfremdung II, S. 134.

sieht. Trotzdem bekennt er noch einmal, daß er eben hier leben möchte. Seine Beziehung zur Heimat scheint daher zwiespältig zu sein. Er ist bis zur Ungerechtigkeit streng. Er weiß nur zu tadeln, zum Loben kommt er nie⁵⁶. Man kann die Merkmale des rechten Schweizer nicht aufzählen. Der rechte Schweizer kann blond oder schwarz sein, Arbeiter oder Intellektuelle, Zivil oder Offizier. Es gehört nur etwas Gesundes zu ihm⁵⁷. Haben die Schweizer diese Ironie verdient, mit der er sie konfrontiert?

Hermann Burger hat recht, wenn er schreibt, Max Frisch liefere auch ein Bildnis der Schweiz:

Hoffen wir, daß Frisch [...] nicht "zum Begründer eines schweizerischen Selbstmißverständnisses" wird, daß er mit jeder Art von Überlieferung, auch einer eigenen, anregt⁵⁸.

Karl Schmid schreibt 1963, daß sich Frisch ein Bildnis der Schweiz schafft, um es dann vernichten zu können⁵⁹. Gilt das auch für seine Haltung in den siebziger Jahren?

Es ist aber unverkennbar, daß den Schriftsteller dieses Land wie wenig eine andere gesellschaftliche Frage angeht, daß er die Schweiz anders sehen möchte.

Befürchtet Frisch, daß er als Sohn dieser Nation, mit denselben Fehlern behaftet sei, und er bekämpft dieses Gefühl, indem er diese Fehler zu überwinden versucht? Oder liegt die Antwort woanders? Schon im ersten Tagebuch stellt Frisch die Frage, was Heimat ist, was man unter diesem Begriff verstehen soll. Zweimal wiederholt sich im Tagebuch der Gedanke, daß Heimat "der Mensch ist, dessen Wesen wir vernehmen und erreichen. Sofern ist sie vielleicht an die Sprache gebunden. Vielleicht; denn in der Sprache allein ist sie ja nicht. Worte verbinden nur, wo unsere Wellenlängen übereinstimmen"⁶⁰. Im Aufsatz "Die Schweiz als Heimat" (Rede zur Verleihung des Großen Schillerpreises), (1974), fragt Frisch ergout, was man

⁵⁶ Vgl. auch ähnliche Vorwürfe bei Lüthi 127, ff.

⁵⁷ Frisch, Dienstbüchlein, S. 49.

⁵⁸ Burger, Du sollet...: vgl. auch Lüthi, a.a.O., S. 114.

⁵⁹ Schmid, a.a.O., S. 159.

⁶⁰ Frisch, T I, S. 404.

unter Heimat verstehen soll. Weder Landschaft noch Mundart genügen ihm. Auch den Militärdienst oder eine Ideologie findet er unzureichend. Er bekennt:

Ich habe eine Heimat, ich bin nicht heimatlos, ich bin froh, Heimat zu haben - aber kann ich sagen, es sei die Schweiz?⁶¹

Frisch setzt sich hier auch mit dem Begriff "Patriotismus" auseinander. Wenn eine Person dem Zwang unterliegt, sich mit einer Mehrheit zu identifizieren, um die verschämte Identität mit sich selbst nachzuholen, kann man es nicht Patriotismus nennen. Im Grunde sagt hier Frisch nichts Neues. Schon in "Andorra" hat er sich damit auseinandergesetzt.

Ein Patriot wäre einer, der seine Identität als Person gefunden oder nie verloren hat und daher ein Volk als sein Volk erkennt⁶² - schreibt er in "Die Schweiz als Heimat".

Die Anpassung an eine Mehrheit wegen Mangel an Selbstvertrauen oder Angst ist also kein Zeichen der wirklichen Zugehörigkeit. Wäre also die schon so oft besprochene Identitätssuche bei Frisch auch ein Weg zu wirklicher Heimatliebe?

Frisch schreibt von der Heimat, nicht von Vaterland. Heimat ist die Landschaft, sind die Menschen.

Vaterland ist bei mir etwas, das beim Zeughaus beginnt und aufhört auf einem Soldatenfriedhof - schreibt Frisch in der "Festrede"⁶³.

Das Wort "Vaterland" wird jedoch von Frisch gebraucht: als Begriff der politischen Zugehörigkeit, der Gebundenheit an den Staat, die besonders in unserem Jahrhundert, dem Jahrhundert von Pässen, Visen, der Ideologien besonders an Bedeutung gewonnen hat. Diese Art Gebundenheit lehnt Frisch ab. In seiner Bühnerrede schreibt er:

⁶¹ M. Frisch, Die Schweiz als Heimat, [In:] Gesammelte Werke..., Bd. VI/2, S. 514.

⁶² Ebenda, S. 516.

⁶³ Frisch, Festrede, S. 12.

Das Emigrantische, das uns verbindet, äußert sich darin, daß wir nicht im Namen unserer Vaterländer sprechen können noch wollen; es äußert sich darin, daß wir unsere Wohnsitze, ob wir sie wechseln oder nicht, überall in der Welt als provisorisch empfinden [...]. Wir stellen eine Bedingung: Unser Wohnort soll uns das unausgesprochene Gefühl der Unzugehörigkeit gestalten⁶⁴.

Zusammenfassend muß man feststellen, daß sich Frisch die Schimpfbriefe seiner Leser, die er im Tagebuch II zitiert, nicht verdient hat. "Schuft des geistigen Lebens"⁶⁵ ist er bestimmt nicht und er will in keinem Fall sein eigenes Nest beschmutzen. Er ist oft aggressiv der Schweiz gegenüber, er ist manchmal ungerecht, indem er nur die Schattenseiten betont und das zu Lobende verschweigt. In seiner Beziehung zur Schweiz nimmt er eine extreme Position ein, was er sonst sehr selten tut. Diese Beziehung ist gewiß sehr subjektiv, weil er als Schweizer, kein Außenstehender also, nicht imstande ist, die Sachlage mit Abstand und objektiv zu betrachten. Er will die Schweiz ändern, er will sie als etwas "Werdendes" sehen, die Tradition soll fördernde Kraft der Nation sein, nicht Hemmnis der Entwicklung. Die heutigen Eidgenossen sollen wirklich frei werden, denn ihre jetzige Freiheit sei nur Illusion, Selbsttäuschung und Relikt des Wilhelm-Tell-Mythos. Ob Frisch an die Wirkung seiner publizistischen und schriftstellerischen Arbeit glaubt, ist, wie schon betont, nicht sicher.

Wenn er als politisch-engagierter Schriftsteller auftritt, tritt er nicht als Schweizer, sondern als privater Mensch auf⁶⁶.

Aber seine nationale Zugehörigkeit und sein Patriotismus, bestimmt kein typischer Patriotismus, sind nicht zu leugnen. Er begreift ihn wie folgt:

ICH BIN SCHWEIZER (...Schweizer aus Bekenntnis), so kann ich mich allerdings, wenn ich HEIMAT sage, nicht mehr begnügen mit Pfannenstiel und Greifensee und Lindendorf und Mundart, nicht einmal mit Gottfried Keller; dann gehört zu meiner Heimat auch die Schande, zum Beispiel die schweizerische Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg und anderes, was zu unserer Zeit geschieht oder nicht geschieht⁶⁷.

64 M. Frisch, Büchner-Rede, [In:] Öffentlichkeit..., S. 50, ff.

65 Frisch, T II, S. 212

66 Vgl. das Interview mit Frisch in "Kultura", 13 I 1980.

67 Frisch, Die Schweiz als Heimat, S. 517.

Es ist bestimmt eine unbequeme und ehrliche Haltung, die zu loben ist. Wie schon gesagt aber, ist Frischs Beziehung zu seiner Heimat sehr kompliziert und sehr polemisch, besonders für die Schweizer. Es scheint uns, daß M. Jurgensen recht hat, wenn er schreibt:

Immer [...] schon war seine bekenntnishafte Liebe zur Heimat untrennbar mit einer ebenso offenherzigen Kühle verbunden, einer Kritik, die [...] eben dieser Liebe und dieser Verbundenheit entspringt⁶⁸.

Wir wollen uns eines endgültigen Urteils enthalten, weil man kaum objektiv urteilen kann, wo Gefühle mit im Spiel sind.

Und als Letztes: Im Tagebuch I finden wir einen Satz, im Zusammenhang mit der schweizerischen Unfreiheit geschrieben:

Voraussetzung der Toleranz (sofern es sie geben kann) ist das Bewußtsein, das kaum erträgliche, daß unser Denken stets ein bedingtes ist⁶⁹.

In seinem Werk versucht Friech den Schweizern anschaulich zu machen, daß die Erfüllung ihrer wirklichen Freiheit und der wirklichen Demokratie nur dann möglich wäre, wenn sie einsehen könnten, ihr Denken sei stets ein bedingtes. Davon sind aber seine Landsleute (ob nur sie?) weit entfernt. In diesem verhältnismäßig optimistischen oder jugendlich-hoffenden Werk, lesen wir: "Toleranz (sofern es sie geben kann...)".

Katedra Literatury Niemieckiej
Uniwersytetu Łódzkiego

⁶⁸ J u r g e n s e n, Die Entmythologisierung..., S. 755.

⁶⁹ F r i e c h, T I, S. 204.

Joanna Jabłkowska

MAX FRISCH I SZWAJCARIA

W artykule "Max Frisch i Szwajcaria" autorka analizuje stosunek Frischa do jego ojczyzny. Już w pierwszym dzienniku zajmuje się on pojęciem ojczyzny, akceptuje co prawda Szwajcarię, szczególnie odpowiada mu jej neutralny status, nie potrafi jednak odpowiedzieć na pytanie, co to znaczy być patriotą. W późniejszej twórczości, szczególnie w publicystyce, w satyrze "Wilhelm Tell für die Schule" i w drugim dzienniku staje się coraz bardziej agresywny w stosunku do Szwajcarii, dostrzega tylko wady: wytyka swym współobywatelom strach przed wszystkim co nowe i twórcze i przywiązanie do tradycji, która hamuje postęp. Przykłady niechęci do zmian dostrzega Frisch w różnych dziedzinach: w architekturze, stosunku do mieszkających w Szwajcarii cudzoziemców, w szkolnictwie. Na pierwszy rzut oka wydaje się, że Frisch niesprawiedliwie osądza swą ojczyznę i jej mieszkańców. Jeżeli jednak weźmiemy pod uwagę, że czuje się on cały czas obywatelem szwajcarskim, który chce identyfikować się nie tylko z "chwałą" swego kraju, ale także z jego "hańbą" (jak sam pisze) i że jego pragnieniem jest zmienić Szwajcarię, to postawę jego możemy interpretować jako swoisty patriotyzm.